



Michael Guttenbrunner zum 100. Geburtstag

von Barbara Michl-Karácsonyi

Ich sah Michael Guttenbrunner 1997 das erste Mal am Begräbnis meiner sehr verehrten Lehrerin, der Bildhauerin Maria Biljan-Bilger. Auf einem Stein stehend, um etwas erhöht zu sein, hielt er die Grabrede. Ich war davon sehr beeindruckt und bat Fritz Kurrent, Marias Mann, ob ich die Rede schriftlich haben könnte. Sehr bald wurde sie mir zugeschickt.

Dann las ich mit großer Begeisterung Guttenbrunners Buch *Vom Tal bis an die Gletscherwand!*. Von diesem Buch möchte ich hier hauptsächlich erzählen und daraus zitieren.

Vorweg: Michael Guttenbrunner, Dr. hc., als Sohn eines Pferdeknechts geboren am 7. 9. 1919 in Althofen, Kärnten, arbeitete in seinen jungen Jahren ebenfalls als Knecht, bevor er 1937 in die „Grafische Lehr- und Versuchsanstalt“ Wiens eintrat. Zur Zeit der Herrschaft der Nationalsozialisten wurde er wegen seiner Weigerung, das Horst-Wessel-Lied zu singen, der Schule verwiesen. Zwei weitere Male wurde er wegen „illegaler Betätigung für die verbotenen Sozialdemokraten“ verhaftet und stand dreimal vor dem Kriegsgericht. (Quelle: Wikipedia) Er starb am 12. Mai 2004 in Wien.

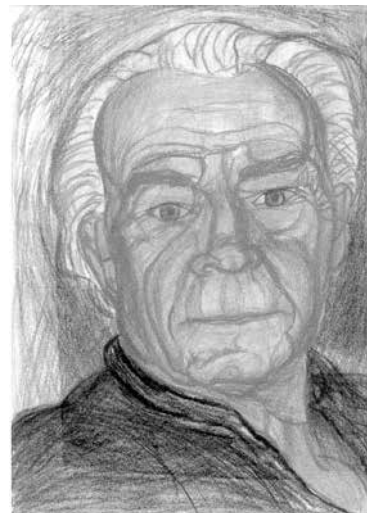
Vom Tal bis an die Gletscherwand!

Im ersten Beitrag, der **Anden Landeshauptmann von Kärnten** gerichtet ist (1993), heißt es:

Ich wiederhole, was nicht verstanden wird, weil Problemstumpfheit herrscht und das Gefühl für die Stufenfolge der Werte fehlt: Die historische Sammlung der Landesgalerie mit Werken von Pernhart, Willroider, Wiegele, Boeckl, Clementschitsch, Egger, Kolig darf in ihrer Ordnung nicht gestört und nie, auch nicht vorübergehend, hinter ephemere Ansprüche zurückgesetzt werden. Ständige öffentliche Präsenz sollte selbstverständlich sein. Und Sie, Herr Landeshauptmann, sind als Erster dazu verpflichtet, das aufrecht zu erhalten. [...]

In **Entgegnungen** (1957) stellt er schwere Anschuldigungen richtig, nämlich, dass er mit einer Hacke auf Autos eingeschlagen hätte, Nachrichten, die über die Kleine Zeitung Klagenfurt über ihn verbreitet worden waren:

Was ist denn eigentlich geschehen? Ich habe im Zustand schwerer Trunkenheit und bei Nacht mit einer Holzhacke



Barbara Michl-Karácsonyi:
Michael Guttenbrunner,
gezeichnet nach einem Foto

in der Hand den Weg nach Weidling gesucht – aber vergeblich – und dabei mehrmals die Höhenstraße gekreuzt. Ein Motorradfahrer, dem diese im Scheinwerferlicht vorüberhuschende Gestalt verdächtig erschien, alarmierte die Polizei. Diese verhaftete mich per Überfallskommando. [...] Aber die Frage, ob der Vorfall wert war, die Sensations- und Lügenbestie der Weltjournalle auf so ausgiebige Weise zu beschäftigen, wie es tatsächlich der Fall war, darf ich wohl mit gutem Gewissen verneinen. Selbst deutsche, englische und italienische Zeitungen berichteten über den Vorfall mit den phantastischsten Entstellungen, Lügen, Ausschmückungen widerlichster Art. Da wurde des langen und breiten über den Schaden berichtet, den ich mit meiner Axt angerichtet hätte und an dem kein wahres Wort war. [...]

Das dritte Kapitel heißt **Selbstschau**:

Ich bin 1947 in die Literatur eingetreten. Da erschien in Klagenfurt mein erster Gedichtband „Schwarze Ruten“ und zugleich auch ein Bändchen Prosa „Spuren und Überbleibsel“. Sie haben mich in Kärnten und auch in Österreich soweit bekannt gemacht, dass ich von der Kritik als Nachwuchs anerkannt und von den Literaturfunktionären, wie andere auch, zum Zwecke allfälliger Verwendung in Betracht gezogen wurde.

Zwischen mir und allem was Betrieb, „was Partei und Presse bieten“, stand Karl Kraus, der wie kein anderer die Macht hatte, den jungen Menschen von der Welt zurückzureißen und ihn ihr frontal gegenüberzustellen, auf dass er, die furchtbaren Kontraste ihrer Ordnung sehend, nicht an sie verloren gehe.

Ich war stets bestrebt, Magie der Reklame und die faulen Zauber der Koterie von meinem Schritt zu entfernen [...]. Auch in der Ästhetik war ich ein Ketzer. Ich habe die Sprache nie als Experiment angesehen, sondern als heilsame Übermacht. [...] Wie ein Künstler sich gebärden darf, ein Kunstwerk sich gestalten soll, ist Sache der Praxis; der Tat, nicht der Theorie. Die schöpferische Freiheit lässt sich nicht kodifizieren, nicht dekretieren, und der Ausspruch eines hiesigen Kunsthistorikers, „In dubio pro arte“ ist eine



windige Parallele zum festen Rechtsgrundsatz, „In dubio pro reo“, ist Propagandaschwindel, mehr nicht. [...] Kein Künstler begehrt so frei zu sein, wie es in dieser Welt nur der Menschenschänder und Menschenschlächter ist; und der Spekulant. [...]

Er schließt seine Selbstschau:

Wie es im „Kreter“ heißt:
 Nie stirbt das Recht. Das ist wie das Meer.
 Dagegen ist der Hass der Welt Geklimper.
 Mit keiner Wimper zuckend wacht ein Aug'
 in mir, das alles sieht, und ewig unbewegt.

Im anschließenden Beitrag **Im Feuer der Wahrheit** heißt es:

... und so hat jedes einzelne Schriftwerk sein Merkmal, das uns alle Bewandnisse des Verfassers erraten lässt, vor allem aber, welchen Bau sein Auge und Ohr haben; und sein Herz. „Gasse, Klasse, und Rasse“ eines Autors, seine Herkunft und wonach er trachtet, seine Ziele, werden uns durch seine Schriften bekannt [...] Selbstverständlich sind auch die Tugenden und Laster eines Menschen in der Schrift abgebildet, die er schreibt. Die Sprache, die alles umschließt, verbirgt nichts. In ihrer unerhörten Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit für das Leben und Überleben spricht sie zu jedem Einzelnen: Ja, ja! und: Nein, nein! Aber zu einer Zeit, die damals hereinbrach, als der Mann aus Braunau Kanzler des Deutschen Reichs geworden war, trugen die verschiedensten Bücher plötzlich einen gemeinsamen Schandstempel und Brandstempel, den die teutonische Furie ihnen aufgedrückt hatte. So entstand eine erzwungene Literatur. Ihre Einheit ist eine Einheit der Henkershand und der Asche. Unter den verbrannten Büchern finden wir politische und unpolitische, christliche und antichristliche, poetische und unflätige, in der Mehrzahl aber pazifistische, „bolschewistische“, jüdische und „verjudete“ Literatur. Sprachkunst und Sprachschund sind auf dem Scheiterhaufen miteinander verbrannt.

Auch Professoren haben zur Bücherverbrennung ins Horn gestoßen, und Studenten sind ihnen, im Laufschrift, gefolgt. Sie haben zur Vernichtung zusammengerafft, was ihnen seit langen von weitem als schädlich und überhaupt „undeutsch“ denunziert war. Dabei war manches nicht der Mühe wert; andererseits blieben Bücher verschont, die der Feuerehre vor anderen würdig gewesen wären. „Die letzten Tage der Menschheit“ waren unbekannt und auch nicht vorrätig. [...] Drei der entschiedensten und gediegensten Gegner des Nationalbestialismus unter Menschen und Schriftstellern waren ferner: Annette Kolb, Ricarda Huch, Mechtilde Lichnowsky.

Scharf Kritik übt M. G. in **Dialekt, Dialekt ...!** – Dieser Beitrag spannt sich über drei Seiten:

[...] haben wir eine psychologisch und politisch forcierte,



Foto: Dichterstein Gemeinschaft Zammelsberg

sprachlich unlautere und illusorische Dialektkonjunktur auf bunt kaschiertem Geschäftspapier. Diese Konjunktur datiert vom Erfolg des Buches: „med ana schwoazzn dintr“. Ein Pleonasmus ist zur Gussform geworden, ein Manierist zum Meister. [...] Wer Dialekt spricht, kann es nicht lesen, und wer sich die Mühe macht, ist ein unnützer Knecht und Schmock. Wir haben es mit schlecht in Dialekt übersetzter Allergeweltliteratur zu tun. Sie lebt von der Nebenwirkung des Exklusiven und Exotischen, vom Beifallslärm der geschlossenen Betriebsversammlung und von der Fama.

Ich überspringe jetzt einige Beiträge und komme zu **Franz Kranewitter**, der, geboren 1860, u. a. sehr wohl eine gelungene Dialektdichtung schrieb. Im *Andre Hofer* (1902) z. B. stellt er „... den Nationalhelden nicht als geweihten Kriegshelden, sondern als einen schwachen Menschen auf die Bühne! Das ging zu weit und war ein Sakrileg. Kranewitters *Hofer* ist nicht das Denkmal eines Kriegsführers, der konsequent gekämpft hat und als innerlich unzerspaltener Held der Übermacht und dem Verrat erliegt. Er stellt ihn vielmehr als Spielball innerer und äußerer Widersprüche dar. Als einsamen, schwankenden Oberkommandanten. Als einen innerlich Zerrissenen, der nicht die Kraft hat, nach irgendeiner Seite zu einer Endschaft zu gelangen ...“

Ferner beschreibt M. G. die Bauertragödie *Um Haus und Hof* (Lotter Lena) und die Tragödie *Bruder Ubaldus*, ein Reimwerk, das im Mittelalter spielt.

Hier fordert Kranewitter das Jahrhundert in die Schranken, als Meister des Scheußlichen. [...] Wenn in einer typischen katastrophalen Schlusszene Kranewitters die gegenseitigen, im höchsten Affekt, im Paroxysmus ausgestoßenen Interjektionen aufeinander schlagen – all die Vokalappelle und Vokalsignale der handelnden Personen, die aneinander wie an Klippen scheitern; alles Gekreische und Getöse von Drohen, Befehlen, Flehen und Höhnen; all das Schreireden in zerrissenen Satzteilen, mit den reihenweise übereinanderfallenden, abgebrochenen Lau- >>>



ten –, so ist das von einer Wirkung, wie sie auf ganz anderer Art von Aischylos im Gefesselten Prometheus allein schon durch das Losschmettern und Aufeinander schlagen der gewaltigen Trimeter hervorgerufen wird. [...]

Dass heute so viel mit dem Hässlichen und Grässlichen in der Literatur gewirtschaftet wird: das lässt uns den Zeigefinger heben und auf Kranewitter zeigen.

Auf eine sehr berührende Zusammenfassung der Werke von **Ivan Cankar** folgt ein Beitrag über Hans Leberts Roman **Die Wolfshaut** und einer über Guttenbrunners **Trinkspruch im Saastal** auf seinen Schwiegervater Zuckmayer zu dessen 100. Geburtstag.

Für meine verehrte Lehrerin **Maria Bilger** findet er am Schluss seines Gedenktexes diese Worte: „Jetzt schläft Maria bei den Blumen, womit wir ihren Sarg geschmückt haben und ihr Grab. Das sind unsere letzten Grüße an sie, die einst vermögend war, den Wohllaut, den jede Blume in sich birgt, aus ihrem Umschlusse zu befreien. Sie hat gesehen und hat uns gezeigt, dass zum Beispiel die Staubgefäße der weißen Lilie wie goldene Schrift in parischen Marmor gesenkt sind.“

Nach einigen kürzeren Texten über **Fritz Kurrent**, Maria Biljan-Bilgers Mann, **Wander Bertoni**, der am Anfang meiner Hochschulzeit auch mein Lehrer war, und **Joannis Avramidis**, dessen erste weibliche Gaststudentin ich war, wird in einem 28-seitigen Beitrag über den Kärntner Maler und nahen Freund **Arnold Clementschitsch** (1887–1970) gesagt:

Das Herz ist immer wieder mit ihm durchgegangen – was er beklagte. Das eigentlich Langwierige bei Clementschitsch war aber der Kampf zwischen Herz und Verstand – das Zerwürfnis. Er hat seinem Kopf die Pflicht auferlegt, das Herz zu bändigen. Für den Fall, dass der Kopf versagte, sei es aus Leidenschaft oder Altersschwäche, erhoffte er das „Beste“ von Gott – von der Hilfe Gottes: „vertreten durch den Heiligen, der ihn immer wieder gerettet hat“. Einmal will er den Namen dieses Heiligen „dem Wort nicht preisgeben“ – „nur nächtlicherweise sei mein Gesang ihm geweiht“ –, aber wir kennen seinen Namen. Ein selbstdeutender Passus in einem seiner Gedichte endet mit der Feststellung: „... und weiß von nichts. Aber der heilige Antonius von Padua hat mich dreimal gerettet – also weiß ich doch etwas.“

Dieser Beitrag zeigt sehr gut die große persönliche Nähe und Verehrung, die Michael Guttenbrunner gegenüber dem Maler und Dichter gehabt haben muss.

Der Beitrag über **Herbert Boeckl** (1894–1966) beginnt so: „Wild“, „roh“, „grell“, „schlackig“, „grob“, „erdig“, „lehmig“: mit derlei Stempeln hat die ästhetische Schablone früh und auch später noch versucht, sich Boeckl vom Leib zu

halten und von ihrer Sphäre zu entfernen. Er malt nicht, er mauert, er spricht unartikuliert, und statt etwas zu beweisen schreit er, und er gebärdet sich bei jeder Gelegenheit so, als hinge allein vom Gelingen seiner Arbeit das Heil der Kunst und des Landes ab, und diese Überzeugung zu demonstrieren, sei ihm jeder Anlass recht. [...]

Boeckl hatte auch keinen Sinn für Komfort; nicht für den gewöhnlichen, der körperlicher Bequemlichkeit und vermeintlicher Lebenserleichterung dient; er hasste allen ideellen Komfort optimistischer Philosophie. Sein Devotionalismus und seine Ehrfurcht vor dem Erhabenen, an dem er selbst durch seine Arbeit teilzuhaben hoffte, schlossen Komfort aus seinem Leben aus. [...]

Als in ein lebenslängliches Labyrinth war Boeckl in die Kunst eingetreten, darin lebte er im Verborgenen. Weitabliegend und von Irrsal bestimmt waren die Fragen, die er wie Lasten wälzte, so vor allem an Beispielen von unendlich feiner metaphysischer Durchtriebenheit aus der russischen Literatur. Der „Oblomow“ war für ihn ein sprechendes Geheimnis. Boeckl begehrte keine Befreiung von der göttlichen Übermacht; und während andere „das Ende der Bescheidenheit“ proklamierten, sprach er das Wort von der Wasserleitung: Wir müssten schon dankbar sein, dass Wasser fließt, wenn wir den Hahn aufdrehen, ohne etwas dazu getan.

Boeckl war intellektuell offensichtlich nicht „auf der Höhe der Zeit“, aber er war immer konzentriert und nie sorgenfrei. [...]

Er hatte das sogenannte „Wälzauge“ (Grimm: Wörterbuch) des Rindes. In der Erregung wälzte er es hin und her. [...] Es war nicht selten, dass ihn ein Schrecken packte, dann riss er die Augen weit auf und ließ die Blicke wie Kugeln springen.

Vollständige Empörung im nächsten Beitrag **Das Grillparzerzimmer**:

Der durch gezielte Gewalt und Medienecho aktuelle, aber durch keinen Erfolg befriedigte Macher ruht nicht, bis nicht jeder Riegel gesprengt und auch noch das letzte Heiligtum von ihm besetzt und geschändet ist; und Beamte, zum Schutz verpflichtet, begünstigen, begleitet von Medienmusik, den Einbrecher. So bekam Hundertwasser einen Gemeindebau; so macht sich die Nationalbibliothek zur Modeschau; so kam es im Kunsthistorischen, zwischen Raffael und Rembrandt, zur Präsentation eines Bettgestells; und zum Finale: im Grillparzerzimmer des Historischen Museums der Stadt Wien zu Bildern des „Übermalers“ Arnulf Rainer. – Mag er in New York Wolkenkratzer füllen! – die Benützung des Grillparzerzimmers ist eine Ruchlosigkeit. – So spuckt der Schuft, beklatscht von Interpreten, dem Armen Spielmann noch ins Grab. – „Ehret das Eigentum der Toten“, steht auf einem Grab in Österreich geschrieben; es ist das Grab eines Generals.“



Ich möchte fast sagen, dass die folgenden Textbeiträge im Buch *Vom Tal bis an die Gletscherwand!* von Michael Guttenbrunner immer spannender und wichtiger werden. Die Überschriften – unter vielen anderen – lauten: **Die „große internationale Ausstellung“; Die Sprache der kulturellen Freiheit; Über Gedichte; Der Nobiskrug; „Die Jahrtausende“** (über Klaus Demus); **Nachwort** (zu Theodor Kramer), **Else Lasker-Schüler, Ludwig Hohl, Leopardi**.

Einer der letzten langen Texte im Buch ist Karl Kraus gewidmet, er umfasst 21 Seiten. Er heißt **Die Totalität der „Fackel“** und wurde gesprochen am 8. Mai 1999 im Schiller-Nationalmuseum in Marbach. Es ist unglaublich spannend und erschütternd, diese schöne Zusammenfassung der Schriften des großen Lehrers Michael Guttenbrunners zu lesen!

Ich beschäftigte mich fast ausschließlich und mit größter Begeisterung mit diesem Buch, denn ich hatte das Gefühl, es ordnete mein Leben als Künstlerin in positiver Weise neu. Im Mai 2002 traf ich Michael Guttenbrunner wieder in Sommerein, am entstehenden Museumsbau für Maria Bilger, und ich erzählte ihm von meinen Leseerlebnissen mit seinem Buch. Daraufhin sandte er mir mehrere der bereits erschienenen Bände *Im Machtgehege*.

Um diese Bücher dem Leser des *Zaunkönig* kurz vorzustellen, verwende ich den Text der Begründung des Theodor-Kramer-Preises 2004 für Michael Guttenbrunner:

Wie kaum ein anderer österreichischer Schriftsteller der Gegenwart hat Michael Guttenbrunner den „Schlimmsten seiner Zeit kein Jota vorenthalten an Zorn und Widerstand“ (Berthold Viertel). – Geprägt durch die Erfahrung der „nationalbestialistischen“ Diktatur, hat er in seiner sprachgewaltigen Lyrik und Prosa stets denen die Treue bewahrt, die gleich ihm dem Nationalsozialismus die Stirn zu bieten wagten. So hat er sich auch früh für das Werk Theodor Kramers eingesetzt. – In seinem nun schon vielbändigen Schreibprojekt „Im Machtgehege“ wehrt er sich, das weite Feld seiner Lebenserfahrung und seines großen Wissens abschreitend, gegen das Vergessen: Gegen das Vergessen als resignative Hinnahme des Verschwindens von einst Gewesenem [...] In Michael Guttenbrunners Lyrik und Prosa finden sich größte Genauigkeit des Ausdrucks und höchste Anschaulichkeit glücklich verbunden. Seine „Ästhetik glaubt an das Wort und daran, dass einzig das Wort den Menschen zum Menschen macht und ihn befähigt, sich aus dem Schlamm der Barbarei herauszuarbeiten“ (Karl Markus Gauß).

Im Frühling 2002 durfte ich Michael Guttenbrunner besuchen, – wir redeten auch über religiöse Fragen, und sofort danach schickte er mir den schönen Brief über das „Brot“:

Liebe Frau Michl, 28. 6. 02

Sie wissen: Griechen küssen das Brot, bevor sie es essen; und das ist schon die Religion im von mir gedeuteten Sinne. Und in diesem höchsten Sinne bin ich „Grieche“. Wie Goethe sagt: „Jeder sei Grieche.“

Ihr ergebener Mi. G.

So begann ein intensiver Briefwechsel (es sind fast 1000 Briefe, die ich erhielt), der bis zu seinem Tod anhielt – darunter auch dieser, der mich besonders gefreut hat:

Liebe Barbara, 12.8.02

Sie sind, vielleicht, keine Dichterin, aber praktisch an sich, poetische Erscheinung, von praktischer Wirkung, und zwar vor allem im Geiste, mit einem Wort: selbst ein Gedicht, eine zweite höhere Wirklichkeit. Und Ihre Briefe sind « verkümmerte Fabeln Sohn » – habe nie so reichem bekommen! – nie aus solchem Mund, wie von solcher Hand!

Ihr aufrichtig ergebener
Michael G.

In seinen Briefen erzählte er von Saas Fee, dem Haus seines Schwiegervaters Carl Zuckmayer, wo er sich immer wieder aufhielt; er schickte mir Fotos von den Bergen (Saas Fee liegt umrahmt von 11 Viertausendern); vom Haus (in 30-kg-Tonnen kam das Vogelfutter für die harten Winter in 1800 m Höhe); Fotos von seinen Zimmern, mit den vielen Fotografien verstorbener Freunde, die er namentlich nannte; er schickte mir Textentwürfe; Kopien von Briefen an andere Freunde; Bücher; (später brachte er rucksackweise Bücher für meinen ältesten Sohn, der Germanistik studierte.) Aber auch Ausflüge >>>



Barbara Michl-Karácsonyi:
Die Schwimmerin. Ton gebaut,
bemalt, gebrannt, 40 x 16 cm.

in Museen und die nähere Umgebung von Wien und Mailberg unternahmen wir gemeinsam, und er genoss das sehr. Wenn er uns in der Taborstraße besuchte, überreichte und schenkte er mir feierlich ältere unveröffentlichte Texte (oft mit bezaubernder Widmung), wie seinen Briefwechsel mit Mechtilde Lichnowsky und eine 12-seitige Besprechung der Dichterin, mit der Überschrift *Zur Autoritätsfrage, kurz und bündig: Wem gehorchen? Dem Besseren*. (2003); oder die Kritiken Werner Krafts aus Jerusalem zu den Gedichten; mehrere Vorträge und Lehrbriefe – mit dem Kommentar: „Es geht jetzt alles den einen Weg“. Und immer wieder las er mir neue Abschnitte aus den entstehenden *Machtgehegen* vor. Wer ihn je lesen gehört hat, weiß, wie mächtig, aber auch liebevoll er mit seiner gewaltigen Stimme umgehen konnte. – Einmal schrieb ich ihm von einem riesigen Regenbogen, der da stand mit einem Fuß vor mir in Mailberg, aber mit dem zweiten Fuß bei ihm in Wien. Das gefiel ihm, und so kam es zum Text *Regenbogen über Mailberg* im Band *Im Machtgehege VIII* und zu manchem anderen.

Nun las ich Notizen von den letzten Wochen vor seinem Tod. Wir haben ja mehrmals täglich telefoniert, und diese Notizen sind erschütternd. Es liegt ein großes Geheimnis über seinem überraschenden Tod.

Bald nach seinem Tod begann ich sein Porträt nach Fotos zu

zeichnen. Da die Zeichnung die Kraft hat, etwas „Lebendiges“ darzustellen, war ich von dem Wunder ganz fasziniert, und es entstanden über 20 Porträts in Din-A4-Größe, darunter das am Beginn dieser Erinnerungen abgebildete.

Barbara Michl-Karácsonyi ist Keramik-Bildhauerin in Wien und Mailberg, Niederösterreich; hier befindet sich in einem 16 Meter tiefen, ziegelgewölbten Weinkeller eine ständige Ausstellung lebensgroßer Terrakotta-Figuren. Auf der Website www.barbaramichl.at wird unter „Film-Doku“ ein schöner Film über die Arbeit der Künstlerin gezeigt.